Der Dubel

Autor(en): **Lötscher, E.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 39

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-647953

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

(Fortsetzung von Seite 986: BASEL.)

Physiognomie bestimmt und sein Profil auf dem bewegten Hintergrund seiner Geschichte umrissen. Das setzt die Akzente in seinem Weltverhalten: Auf der einen Seite Vermittlung und Ausgleich, Anteil und Einführung, wo immer das Leben geistig, politisch und sozial sich regte. Andererseits jene strenge Zurückhaltung, jene Vorsicht und Auswahl, die gern sich absondert bis zur Sprödigkeit und Kritik übt bis zur Selbstvernichtung. Aus dem Spiel der Gegensätze aber erwuchs diese besondere Basler Geistigkeit, die es immer verstand, den schroffen Partikularismus mit jener Art von persönlich gefärbtem Weltbürgertum zu verbinden, das einen Jakob Burckhardt so sehr auszeichnete.

Hier in Basel blies der Wind die Völker zusammen am Marktstein dreier Länder und zweier Rassen. Sie branden immer wieder um die Mauern der Stadt, kommen und gehen durch die burgundische Lücke, von den ungarischen Reiterschwärmen im 8. Jahrhundert bis zu den Kampfmassen deutscher und französischer Regimenter im Weltkrieg.

Es wäre ein müßiges Unterfangen, die Fülle der Namen herzuzählen, deren Licht all die Jahrhunderte auf die Stadt fällt und die wieder Kraft und Halt, Hort und Heimat durch sie empfingen oder kurz wenigstens eigenes Geschick mit dem der Stadt vermählten. Ruht nicht im Münster Erasmus von Rotterdam, König und Logos des Humanismus, und dann wieder durch die Jahrhunderte hindurch wie viele Größen geistiger und wirtschaftlicher Art sah die stolze Stadt. Würde man Bindungen schaffen zwischen den Einzelnen und dem Geschehen, das gäbe ein Buntbild von rauschender Farbenpracht und von verwirrendem Reichtum der Motive und Linien und das von hellsten bis zu den dunkelsten Paletten: Stadt der Erdbeben, der Bilderstürme und Pest, der Fastnacht und des Totentanzes, der großen Messen und Märkte, kaiserlicher Hofhalte und freundeidgenössischer Empfänge, konzilischen Festgepränges und neuzeitlicher Massenversammlung, zunftherrlicher Lebensentfaltung und strenger pietistischer Einkehr.

Basel ist eine Individualität. Die Stadt hat Klang, Stimmung, Weite und Farbigkeit. Jedem wird sie etwas bieten. Diesem die Höhen, auf denen sich so schön wandern und sein läßt — Basel ist eine Hügelstadt wie Rom — jenem die Ringstraßen der alten Gräben und Stadtwälle. Jener wird sein Glück suchen in den wertvollen Bibliotheken in den Kunst- und archäologischen und ethnologischen Sammlungen der Museen. Ein anderer schöpft im Zoologischen Garten bei fremdem Getier und Gefieder tropische Illusion. Dieser läßt auf dem Barfüßerplatz eine Welle Großstadt über sich ergehen, während sich ein anderer ein Gläschen „Herzigtaler", „Chluser" oder „Grenzacher" zu Gemüte führt. Ein anderer ergeht sich in der reichen Architektur der Stadt — es gibt in Basel Gassen, die noch ganz den gotischen Geist des 15. Jahrhunderts atmen, andere in der stilvornehmen Pracht des 17. und 18. Jahrhunderts — und ein Letzter sucht sich das Neue auf, die Industrie, den Hafen, um dort einen Atemzug von Weite, von Meer, einzuziehen. Wo es aber auch sei, Basel wird ihm sein Gesicht weisen, sehe jeder zu, was er damit anfangen kann und wie er's einzuordnen weiß in der Fülle der Bilder. S—r.

Der Dubel

Skizze von E. Lötscher.

Der Waldhöfler stieg, nicht eben zufrieden mit dem Ausgang der Sitzung der Vormundschaftsbehörde, zu seinem stattlichen Hof empor. Er hatte sich zu etwas verleiten lassen, was er bereits wieder bereute. Vor wenigen Tagen war die alte Greuter gestorben, die einen Sohn hinterlassen, dem man einen gelinden Schwachsinn nachsagte. Dubel nannte ihn jeder im Dorfe; und da ihm die Mutter noch etliche Tausender hinterlassen, fand die Vormundschaftsbehörde, daß eingeschritten werden mußte, um zu verhindern, daß sich das vorhandene Vermögen nicht binnen kurzem in alle Welt zerstreute und sich die Gemeinde des Schwachsinnigen annehmen mußte. In der Sitzung hatte der Steigmüller den Vorschlag gemacht, den Verwaisten zu sich zu nehmen. Nun war aber der Müller als ein geiziger und schindiger Mann bekannt. Im Dorf hieß er nur der Schinderhannes und weil das dem Waldhöfler zuwider war, weil des Dubels Mutter vor Zeiten seine erste Liebe gewesen, hatte er anerboten, Heiri Bommer zu sich zu nehmen. Sein Vorschlag fand die Mehrheit und erst jetzt dachte der Heimkehrende an seine Familie. Was wird der Jakob, der Hans, und was die Mina dazu sagen? Er fand, daß er etwas voreilig gewesen und ärgerte sich nachträglich darüber. Doch es war nun einmal geschehen und ließ sich nicht gut rückgängig machen. Auch war er nicht der Mann, einen einmal gefaßten Vorsatz über den Haufen zu werfen.

Als er seinen stattlichen Hof erreicht, stand Jakob, sein Aeltester, unter der Stalltüre.

„Wie ist's gegangen, Vater? Was macht ihr mit dem Dubel?"

Der Waldhöfler bekam einen roten Kopf. Aber es war seine Gewohnheit, alles Unangenehme bei den Hörnern zu packen, und jetzt lachte er.

„Der Steigmüller wollte ihn zu sich nehmen!"

„Ha — das würde ihm passen. Er bekäme eine billige Arbeitskraft!"

Der Vater nickte.

„Gewiß! Und eben das wollte ich nicht! Deshalb habe ich mich anerboten, den Dubel zu mir zu nehmen."

Jakob machte ein betroffenes Gesicht.

„Das kann doch nicht dein Ernst sein, Vater!"

„Und doch ist's so! Morgen kommt der Dubel zu uns. An Arbeit fehlt es nicht und so schlimm ist's nicht mit ihm."

Jakob schwieg verstimmt und kehrte in den Stall zurück.

Der Waldhöfler seufzte. Aber dann warf er den Kopf stolz in den Nacken und schritt ins Haus. Noch bin ich hier Herr und Meister, sagte er sich und trat in die Stube. Die Mina hatte den Tisch bereits gedeckt. Sie war sein zweites Kind und besorgte seit dem Tode der Mutter die Haushaltung.

„Ist's gut gegangen, Vater?" frug sie, da schaute ihr der Vater freundlich lächelnd in die Augen und nickte zustimmend.

„Ja, 's ist gut gegangen. Ich hab' verhindert, daß der Dubel einem nichtsnutzigen Menschen zugesprochen wurde. Er kommt nämlich zu uns."

Minas Augen leuchteten hell auf.

„Recht so, Vater! Der Arme hätte mich gedauert, wenn er ein schlechtes Plätzchen bekommen hätte. Wer wollte ihn denn haben?"

Der Steigmüller.

Mina erschrak.

„Mein Gott, da wäre er übel angekommen. Wenig zu essen, dafür keinen Feierabend."

„Das hab' ich mir auch gesagt, und als kein anderer Ausweg mehr vorlag, habe ich das Angebot gemacht, ihn auf den Waldhof zu nehmen. Jakob freilich scheint wenig Freude zu empfinden. Er erschrak, als ich es ihm sagte."

„Laß es gut sein, Vater, er wird sich schon damit abfinden."

Aber auch Hans machte ein enttäuschtes Gesicht, als er vom Felde kam und die Neuigkeit vom Bruder hörte.

„Der hat uns gerade noch gefehlt! Ein Schwachsinniger auf unserm Hofe", brummte er, aber Jakob zuckte die Schultern.

„Wir können's nicht ändern und müssen's dulden."

Am folgenden Morgen kam Heiri Bommer auf den Waldhof.

Er war sonst kein übler Bursche. Zwar hörte er nicht gut und begriff langsam. Aber der Bauer hatte seinen Söhnen eingeschärft, Geduld mit ihm zu haben. Jakob beschäftigte ihn im Stalle. Er zeigte, was er zu tun habe und ließ ihn seine Abneigung nicht fühlen. Und am ersten Abend, als der Vater sich nach Heiri erkundigte, meinte Jakob, es sei nicht so schlimm mit ihm. Hans hingegen machte ein spöttisches Gesicht. Und als am andern Tag Heiri mit ihm aufs Feld mußte, brachte er nicht die Geduld auf, wie der Bruder und fuhr ihn einigemal böse an. Heiri ließ die schlechte Laune des Burschen ruhig über sich ergehen und gab sich Mühe, seine Sache recht zu machen. Aber Hans merkte bald, daß der Bursche auf dem Feld nicht gut zu gebrauchen war und nach Feierabend machte er zum Vater darüber eine geringschätzige Bemerkung.

„Höre, Hans! Ich glaube dir gerne, daß sich Heiri nicht für alle Arbeiten eignet. Du darfst aber nicht vergessen, daß er bisher überall herumgestoßen wurde. Sei du froh, daß du gesunde Glieder und einen hellen Verstand hast. Und frage dich einmaal ernstlich, ob das dein Verdienst sei?"

Hans senkte verschämt seine Augen. Im stillen mußte er dem Vater recht geben und er gelobte sich, etwas mehr Geduld zu zeigen. Aber in den folgenden Tagen mußte er sich doch überzeugen, daß sich Heiri vergeblich anstrengte, die Arbeit so auszuführen, wie man es auf dem Waldhof gewohnt war. Er machte auch kein Hehl daraus, da schlug der Bauer vor, Heiri im Stall und Haus zu beschäftigen. Jakob pflichtete ihm bei und so wurden denn dem Schwachsinnigen leichtere Stall- und Hausarbeiten überbunden und nun zeigte sich, daß der Bursche gar wohl zu gebrauchen war. Wenn Mina Holz brauchte, rannte er schnurstracks davon und schaffte es ihr herbei. Oder dann trug er ihr das Wasser in die Küche. Dem Jakob half er den Stall misten, spaltete Holz im Schopf und tränkte das Vieh.

Am zweiten Abend spät brach Feueralarm aus. Die Bewohner des Waldhofs hatten sich bereits zur Ruhe begeben. Als die Sturmglocken zu läuten begangen, erscholl ein fürchterliches Geheul aus Heiris Kammer. Erschrocken eilte der Bauer in dessen Kammer. Heiri stand in Hemd und Hosen schlotternd am Fenster und wies mit ausgestreckter Hand gegen das Dorf hin.

„Was ist denn? Was hast du?" frug der Bauer verwundert.

„Dort, dort, der Brandstifter!" stieß Heiri erregt aus und wies mit der Hand gegen das Dorf hin. Der Bauer trat hinter ihn ans Fenster, konnte aber nichts anderes entdecken, als die Leute, die aufgeregt hin und hersprangen. Der Lindenhof brannte. Die Scheune stand in hellen Flammen und die Feuerwehr fuhr eben daher. Hans und Jakob eilten, notdürftig gekleidet aus dem Hause, dem Brandplatz zu, um zu helfen.

Die Scheune war nicht mehr zu retten und brannte bis auf den Grund nieder. Nur das Wohnhaus und der angebaute Stall standen noch. Es war der vierte Brand innert einem halben Jahre und man vermutete Brandstiftung. Doch die Untersuchung verlief ergebnislos.

Der Fall wurde auch auf dem Waldhof besprochen. Da fiel des Bauers Auge auf Heiri, der aufgeregt am Tische saß und immer wieder nach Worten suchte, um etwas zu sagen.

„Was hast du, Heiri? Hast etwas gesehen?"

Dieser nickte lebhaft mit dem Kopf.

„Den Brandstifter! Ich hab' ihn gesehen!"

„Dummes Zeug!" warf Hans dazwischen, doch der Vater warf ihm einen unwilligen Blick zu. Er erkundigte sich näher, doch Heiri sprach solch verworrenes Zeug, daß der Bauer selber glaubte, daß er ein Rädchen zuviel habe.

Ueber den Sommer ließ sich Heiri gut an. Er half bei der Heuernte mit und wenn man ihm auch immer wieder eine Sache zwei- und mehrmal erklären mußte, machte er seine Sache doch leidlich. Nur Hans war nie zufrieden mit ihm, aber dem Vater und der Mina zuliebe ließ er Heiri in Ruhe.

Wieder einmal heulten in einer Nacht die Sturmglocken. Im Wagenschopf des Erlenhofs war Feuer ausgebrochen. Da es rechtzeitig entdeckt wurde, konnte der Brand im Keime erstickt werden. Nun aber sprach man offen von Brandstiftung und eines Abends kehrte Jakob zornig von der Sennhütte nach Hause. Im Dorf ging das Gerücht um, Heiri habe den Brand gelegt, weil der Erlenhöfler ihm einmal im Zorne die Heugabel über das Haupt geschlagen. Niemand wußte, woher das Gerücht kam. Aber es war da und machte die Runde.

Der Waldhöfler ging selber zum Erlenhöfler und besprach sich mit diesem.

„Ja — da weiß ich nichts davon! Ich glaub' auch nicht, daß er's getan hat", meinte dieser.

„Das ist ausgeschlossen. Er war zu Hause, als das Feuer ausbrach! Auf keinen Fall kann er's gewesen sein!" erwiderte der Waldhöfler. Doch die Polizei kam gleichwohl auf den Waldhof und Heiri mußte sich einem scharfen Verhör unterziehen. Dieses erregte ihn mächtig und nur die Mina konnte ihn beruhigen. Hans aber ärgerte sich, daß die Polizei auf den Hof gekommen und in den folgenden Tagen gab er Heiri, wenn niemand in der Nähe war, allerlei bissige Bemerkungen. Auch dieser Fall blieb unaufgeklärt, da der Waldhöfler mit aller Bestimmtheit darauf beharrte, daß der Dubel in seiner Kammer gewesen und das Haus in jener Nacht keinen Augenblick verlassen habe.

Der Herbst brachte viel Arbeit. Die Ernte war geraten, die Bauern hatten alle Hände voll zu tun, dieselbe sicher in die Scheunen zu bringen. Todmüde legten sie sich am Abend nieder. In einer solchen Nacht gab der Hofhund auf dem Waldhof an. Heiri Bommer erwachte sofort und sprang ans Fenster. Er beugte sich aus dem Rahmen und zuckte jäh zusammen. Seine Augen hatten eine Gestalt erblickt, die der Scheune nachschlich. Auch fiel ihm auf, daß der Hund keinen Lärm mehr machte. In Hosen und Hemd schlich er durchs Haus und trat ins Freie. Wie eine Katze schlich er der Scheune zu und jäh stockte sein Fuß. Wenige Schritte vor ihm stand eine dunkle, vermummte Gestalt, die im Begriffe war, Feuer anzufachen. Schon züngelte ein Flämmchen an der rückseitigen Wand der Scheune. Mit leisen Katzenschritten schlich Heiri näher und warf sich auf den unheimlichen Menschen. Dieser stieß einen Fluch aus und versuchte, den Gegner abzuschütteln, aber dieser umklammerte ihn. Ein Ringen auf Leben und Tod begann und es gelang dem Bösewicht, eine Hand frei zu bekommen. Im Nu blitzte ein Messer in seiner Hand und Heiri fühlte einen schmerzenden Stich in der Schulter und stieß ein lautes Gebrüll an.

„Hund!" schnaubte der Ueberfallene und stieß nochmals zu, dann gelang es ihm, sich zu befreien und davonzustürmen.

Auf dem Waldhof waren sie wach geworden. Jakob sprang als erster aus dem Hause und wie er das Feuer an der Scheune sah, stieß er einen Schrei aus, eilte in den Wagenschopf, holte einen Sack und schlug wie besessen auf das Feuer ein, das sich noch nicht stark entwickelt hatte. Nun kam auch Hans herbei und stolperte über den am Boden liegenden Heiri hinweg.

„Da liegt der Halunke!" schrie er und seine Faust sauste auf das Haupt des am Boden Liegenden. Jetzt aber kam der Waldhöfler mit einer Laterne und beleuchtete den vermeintlichen Brandstifter. Und er stieß einen harten Fluch aus, als er Heiri erkannte. Doch wie er näher leuchtete, fuhr er erschrocken zusammen.

„Himmel! Der Heiri ist's. Er ist verwundet."

Jakob hatte inzwischen das Feuer gelöscht und kam erschrocken mit Hans herbei.

„Da ist ein Messer!" sagte Hans und nahm ein blutiges Messer vom Boden auf.

„Rasch ins Haus mit ihm!" befahl der Vater und er hob den Bewußtlosen vom Boden auf und trug ihn ins Haus.

„Wo ist denn Hektor?" wandte sich Hans anden Bruder.

Und sie gingen den Hund suchen und fangen ihn erstochen hinterm Hause.

Heiri aber lag in des Bauern Kammer. Die Mina verband notdürftig die beiden starkblutenden Stichwunden.

Der Waldhöfler stand dabei und schaute mit düsterer Miene zu, wie Mina sich um den Verletzten bemühte.

Jetzt kamen die beiden Söhne herbei und Jakob zeigte dem Vater das Messer.

„Lauf rasch ins Dorf, hole die Polizei und den Doktor. Ich glaub' es steht schlimm mit Heiri", wandte sich der Vater an Hans und dieser rannte in Hosen und Hemd, just wie er aus dem Bett gekommen, davon.

Der Arzt kam und auch der Landjäger. Das blutige Messer lag auf dem Tische. Der Polizist ließ sich alles erzählen und betrachtete das Messer. „Aha, hier haben wir das ‚corpus delicti'." Er betrachtete es genau und pfiff leise durch die Zähne.

„Ich glaub' jetzt, ich weiß, wo der Mörder und Brandstifter zu suchen ist", sagte er. Dann befahl er, das Messer nicht anzurühren und empfahl sich.

Der Arzt untersuchte die Wunde und stellte fest, daß sie nicht tödlich sei. Es waren keine edlen Teile verletzt. Und er wusch die Wunden und verband sie. Noch ehe dies geschehen, kehrte das Bewußtsein zurück. Ein schwaches Lächeln huschte um seinen Mund, als er die besorgten Menschen an seinem Lager bemerkte.

„Habt ihr ihn?" frug er und wollte erzählen, aber der Arzt verbat es ihm. Heiri war nicht zufrieden mit ihm und wollte immer wieder sprechen, da wurde der Arzt böse. Jetzt endlich schwieg der Verletzte.

„Ich werde am Morgen nochmals vorbeikommen!" meinte der Doktor und gab Mina noch einige Anweisungen. Dann ging er.

„Armer Heiri!" meinte der Waldhöfler und fuhr dem Verletzten mit der Hand liebevoll durchs Haar.

Ein stummer, dankbarer Blick traf den Meister.

„Hast du Schmerzen?" frug Mina. Heiri schüttelte verneinend das Haupt.

Am Morgen kam der Landjäger wieder.

„Der Brandstifter sitzt bereits!" meldete er. Alle machten große Augen.

„Wer ist's?" frug der Waldhöfler.

„Ein Knecht des Steigmüllers! Er hat bereits gestanden. Er wollte sich wegen der schlechten Behandlung an den Dörflern rächen. Zuletzt wollte er die Steigmühle in Brand setzen, hat er erklärt."

Auch der Arzt kam wieder und zeigte sich befriedigt, als er die Wunden untersuchte.

Heiri wurde auf dem Waldhof gut verpflegt und Hans schämte sich seines bisherigen Verhaltens. Am meisten freuten sich der Bauer und Mina und von dieser Zeit an wurde der Dubel auf dem Waldhof wie ein Eigener gehalten. Und Jakob erreichte es, daß die Dörfler nicht mehr geringschätzig auf den armen Burschen herabschauten. Der Name Dubel verschwand, Heiri gab sich in der Folge selber Mühe und entwickelte sich zu einem wackern Burschen. Er blieb seiner Lebtag auf dem Waldhof und vergaß es dessen Bewohnern nicht, daß sie sich liebreich seiner angenommen. —

Die Post in letzter Stunde

Von Heinz Ludwig-Wellhausen.

Wenn Uli daheim ebensoviel Gegenliebe empfangen würde, wie sein kleines Herz verdient hätte, das mit großem Zutrauen an den Eltern hängt, so wäre es um die Familie Wylius besser bestellt. Aber der Vater schafft als berühmter Kunstmaler in allen Gegenden Deutschlands und des Auslandes und verbringt nur selten einige Wochen zu Hause, und die Mutter steht völlig im Banne gesellschaftlicher Verpflichtungen, obgleich sie fühlt, daß der Riß in ihrer Ehe dadurch nur immer unheilvoller wird. Uli ist deshalb fast den ganzen Tag den Hausangestellten überlassen, und es hat viele Monate in seinem nun siebenjährigen Leben gegeben, in denen die Eltern viele hundert Kilometer von ihm entfernt weilten. Mochte es sich für die Mutter um die Saison in St. Moritz oder in einem Modebade an der Küste handeln, mochte der Vater in idyllischen Alpentälern oder am schroffen Kliff seine Staffelei aufgestellt haben, Uli blieb daheim, der Hausdame oder der Köchin überlassen. Anfangs fragte der kleine Kerl, wann Vati oder Mutti denn wiederkämen, aber als er nach bestem Wissen der Befragten nur unsichere Antworten erhielt, schwieg er und lebte ebenfalls sein eigenes Leben. Nur in Träumen formte die Sehnsucht seine Lippen zu Worten, und das Kindermädchen wunderte sich dann, am andern Morgen Tränenspuren auf dem Gesicht des Jungen zu erblicken.

Nun ging Uli bereits ein Jahr zur Schule, und als die Ferien heranrückten, tauchte für die Eltern die zwingende Frage nach dem Wohin mit dem Kinde, auf. Herr Wylius hatte über der Arbeit keine Zeit, sich mit seinem Sohn zu beschäftigen, und seine Frau wies den Gedanken als höchst unbequem von sich, ihren Sprößling vielleicht mit in das große Seebad zu nehmen. Ein Kind macht mich alt, dachte sie bei sich, und so kam es, daß Uli kurzerhand in ein Ferienheim auf einer kleinen Nordseeinsel gesteckt wurde, während die Mutter nur wenige Seemeilen davon entfernt in einem größeren Seebad den Sommer verbrachte.

Dem Jungen war die See etwas ganz Neues, und stundenlang konnte der aufgeweckte Knabe das „Fräulein", das die Kinder betreute, mit Fragen bestürmen. Er freundete sich auch mit dem Briefträger an, der, immer die Würde bewahrend, gravitätisch barfuß durch den Schlick stolzierte, und der alte Jörns brachte es nicht über das Herz, angesichts der staunenden und gläubigen Kinderaugen über die vielfachen Erscheinungen des Meeres Garn zu spinnen, wie das dieser Schalk meistens auf die Fragen der erwachsenen Badegäste hin tat. Das um so mehr als es den Beamten schmerzte, daß die Mutti des kleinen Knaben so selten schrieb und er die Fragen Ulis, nach Post von der Mutter, in denen Sehnsucht und Heimweh zitterten, nun schon seit vierzehn Tagen immer wieder verneinen mußte. Jörns dauerte sein kleiner Freund und er brachte ihm jeden Tag seltsame bunte Muscheln mit, die er auf seinem weiten Dienstwege über das Watt am Rande der Priele fand.

Eines Tages wurde eine Flaschenpost an den Strand gespült. Das war eine Sensation für den aufgeweckten Uli, und der Briefträger wußte ihm schaurigschöne Geschichten um letzte Notrufe Schiffbrüchiger und Gestrandeter auf einsamen Inseln zu erzählen. Am Abend konnte der Junge im Heim lange nicht einschlafen, und als alles still war, tapsten zwei Jungenfüße leise aus dem Schlafsaal hinaus in die Küche.

Am anderen Tage entfernte sich Uli weit von der großen gemeinschaftlichen Strandburg, die die Hortkinder am Strand geschaufelt hatten. Unter der Jacke verbarg er ängstlich einen großen Gegenstand und verschwand damit hinter einer großen Wanderdüne. Bald darauf lief er zur anderen Seite des Inselstrandes, dort, wo kein Mensch hinkam.

Frau Wylius stand indessen als auffallende und elegante Erscheinung, wie stets, im Mittelpunkt der Saison des Seebades. Glücksjäger und Abenteurer umschwärmten sie, und der Fabrikantensohn Axel Holst glaubte schließlich, die Gunst der rätselhaften, einsamen Frau für die Zeit eines Ferienflirtes errungen zu haben. Man munkelte allerlei, und Frau Wylius tat nichts, um die Gerüchte zum Schweigen zu bringen. Sie tanzte und flirtete, und verstand es, ihre entschwindende Jugend krampfhaft festzuhalten. Nur manchmal, wenn sie abends müde über den dämmrigen Strand zum Tanz im Kurshaus ging